

DANN SCHON LIEBER LIBANON

Viele Syrer sind in den Libanon geflohen. Der Neuanfang ist schwierig, manchmal aber auch vielversprechend. Ein Seifenhersteller, eine Designerin und ein Musiker zeigen, **wie man die eigene Kultur bewahren und sich eine Existenz aufbauen kann**

Von **Theresa Breuer** / Fotografie: **Stephen Gerard Kelly**

In dem kleinen Laden in Beirut ist die Luft erfüllt von schweren, orientalischen Düften. Oud und Amber. Es sind nur ein paar Schritte bis zu einer kleinen Pyramide, die sich in der Mitte des Raums erhebt: Aleppo-Seife, gestapelt, verpackt in braunem Papier, mit einer Schleife verschnürt. Mahmoud Naboulsi, Besitzer des Ladens und Gründer der Seifenmarke Kesabella, nimmt ein quadratisches Stück Seife vom Tisch und zerschneidet es. „Siehst du, wie bräunlich sie von außen aussieht, aber im Inneren grün leuchtet?“ Im Gegensatz zu den Ölen und Parfümen im Laden riecht die Seife völlig neutral. „Unser Geheimnis ist, dass wir nur natürliche Produkte verwenden“, sagt Naboulsi, „Olivenöl, Lorbeeröl und Lauge.“ Keine Konservierungsstoffe, keine Farbstoffe, keine Aromen. So werde die Seife seit über 1000 Jahren hergestellt – und so solle sie auch weiterhin produziert werden.

Nur eben wahrscheinlich nicht mehr dort, wo sie ursprünglich herkommt: in Aleppo. Seit Ausbruch des Bürgerkrieges in Syrien 2011 mussten viele Seifenfabrikanten ins Ausland fliehen, ihre Siedereien schließen oder in sicherere Regionen Syriens verlegen. Mahmoud Naboulsi wählte als seinen Zufluchtsort den Libanon, als einer von wohl über einer Million Syrern – Experten schätzen, dass die Dunkelziffer sogar bei circa 1,5 Millionen Menschen liegt, viel für ein Land mit nur vier Millionen Einwohnern.

Das sorgt für Probleme, denn die Flüchtlinge sind im Libanon vor allem eines: nicht willkommen. Traditionell haben beide Länder ein schwieriges Verhältnis zueinander. Syrien hat den Libanon immer als seine Provinz betrachtet. Während des libanesischen Bürgerkrieges, der von 1975 bis 1990 wütete, besetzte Syrien seinen Nachbarstaat. Erst 15 Jahre nach Kriegsende gelang es den Libanesen, den Abzug der syrischen Truppen zu erzwingen. Die Besatzungszeit ist ein Trauma. Noch immer fehlt von 17 000 Libanesen jede Spur.



„Einen Teil der syrischen Kultur erhalten“: Mahmoud Naboulsi experimentiert ständig mit neuen Düften und Aromen, um sein Parfümsortiment zu erweitern

Heute bekommen die Syrer im Libanon keinen offiziellen Flüchtlingsstatus, sondern müssen sich um eine Aufenthaltsgenehmigung bewerben – jedes Jahr aufs Neue. 200 US-Dollar kostet sie. Nicht jeder kann sich die Summe leisten. Mit der Genehmigung müssen sich die Syrer dazu bekennen, nicht zu arbeiten. Das wollen viele nicht. Sie flüchten sich in die Illegalität, arbeiten schwarz oder leben von der Unterstützung von Hilfsorganisationen. Eine schwierige Situation.

Seife als Kulturgut

Denn auch immer mehr Libanesen sind von Armut betroffen. Der Tourismus ist wegen der instabilen politischen Situation zurückgegangen, die Mieten sind aufgrund erhöhter Nachfrage und teils ausbeuterischer Vermieter angestiegen. Syrer arbeiten für geringere Löhne als die Einheimischen. Hinzu kommt, dass die meisten Flüchtlinge in Gemeinden leben, in denen sowieso schon die ärmsten Libanesen wohnen, heißt es in einer Studie

der Hilfsorganisation Oxfam. Zudem habe sich die libanesische Arbeitslosenrate zwischen 2011 und 2014 auf rund 20 Prozent verdoppelt. Und: Die Ressourcen von Hilfsorganisationen werden unter mehr Menschen verteilt – es gibt also mehr Geld für Syrer und damit zwangsläufig weniger für arme Libanesen.

Die Regelung, als Flüchtling nicht arbeiten zu dürfen, trifft auch Firmen, die



Wie vor 1000 Jahren: Die Kesabella-Seife hat keine Konservierungsstoffe, keine Farbstoffe und keine Aromen

potenziell Jobs im Land kreieren. Deshalb agieren Unternehmer in einer legalen Grauzone. Mahmoud Naboulsi zum Beispiel antwortet nur vage auf die Frage, wie er es geschafft habe, sein Unternehmen offiziell im Libanon zu registrieren. „Das hat sich so über die Zeit ergeben“, sagt der Seifenproduzent. Ob Wasta eine Rolle gespielt habe, der arabische Begriff, der sich als eine Mischung aus Beziehungen und Nepotismus übersetzen lässt? Er grinst. „Kann man so sagen.“ Trotzdem müsse er je-

Syrien noch immer Schönheit zu bieten hat“, sagt Naboulsi, der schon früher in kleine Seifensiedereien investiert hatte. „Es schien mir eine gute Geldanlage zu sein, schließlich habe ich immer wieder gesehen, dass vor allem Touristen die Produkte gekauft haben.“

Im Jahr 2011 gründete er Kesabella, schloss Verträge mit Fabrikanten ab. Anfangs versuchte er, seine Produkte aus Syrien zu exportieren. Aber internationale Fluggesellschaften flogen Da-

Eine Geschäftsfrau, keine Hilfsorganisation

Die Verbundenheit mit der Heimat ist – ähnlich wie bei Mahmoud Naboulsi – auch Kinana Roukbi wichtig. Die Designerin steht in ihrem Atelier über eine Siebdruckschablone gebeugt, trägt einen mit Farben beklecksten Kittel. „Ich will in einem Land sein, das Syrien nahe ist, kulturell, sprachlich und geografisch.



„Was soll ich denn in Europa, dort bin ich eine Fremde“: Kinana Roukbi säubert Siebdruckplatten in ihrem Atelier in Beirut

des Jahr 1000 US-Dollar bezahlen, um die Genehmigung für sein Unternehmen zu erhalten.

Die Situation ist nicht einfach für ihn. Naboulsi müsste aber nicht im Libanon bleiben: Der 36-Jährige hat in Damaskus Geschichte studiert, spricht mehrere Sprachen und hat vor dem Krieg als Fremdenführer gearbeitet. Und doch hat er Beirut gewählt, weil er sich mit der Region verbunden fühlt, noch immer Sehnsucht nach seiner Heimat verspürt. „Mit der Seife wollte ich einen Teil der syrischen Kultur erhalten, der Welt zeigen, dass

maskus nicht mehr an, Exporte verzögerten sich, Lastwagen wurden auf dem Weg zum Flughafen angegriffen. Zum Glück kam nie der Fahrer ums Leben. Trotzdem wurde der Export zu gefährlich. Naboulsi beschloss, sein Unternehmen nach Beirut zu verlegen. Heute beschäftigt er vier Mitarbeiter. „Alles Libanesen“, sagt er, „damit ich den Behörden hier zeigen kann, dass ich Jobs schaffe.“ Im Ausland arbeitet er mit Großhändlern zusammen. 25 Tonnen etwa exportiere er im Jahr. Und er will weiter wachsen: 50 Tonnen sollen es in Zukunft sein.

Was soll ich denn in Europa, dort bin ich eine Fremde.“ Die 42-Jährige arbeitet gerade an ihrer neuen Kollektion. Sie bedruckt Stoffe, die später handbestickt auf restaurierte Stühle gezogen werden. Im Hintergrund ihrer Werkstatt läuft Musik der libanesischen Sängerin Fayrouz. Kinana Roukbi wirkt leicht gestresst, denn es gibt noch viel zu tun bis zur ersten Vorstellung ihrer Werke im Laden Plan Bey – einem äußerst beliebten Geschäft für handgefertigte Produkte in Beiruts Szene-Bezirk Mar Mikhael. Sie führt durch ihr Atelier, das sich in einem über 80 Jahre alten, verfallen- ➤



Syrien nah sein: Kinana Roukbi entwirft Möbelstücke, die per Hand gefertigt werden

den osmanischen Stadtpalast befindet. Die Eingangshalle ist riesig, der Boden aus Marmor, die runden Fensterbögen geben den Blick auf eine Terrasse frei. Bis vor ein paar Jahren hat hier noch eine libanesische Familie gelebt, doch niemand hat sich je um die Renovierung gekümmert. Nun hat der Besitzer es einer Gruppe von Künstlern erlaubt, das Haus zu nutzen. Kinana Roukbi ist schon im Jahr 2011 nach Beirut gezogen. Damals war sie mit ihrem zweiten Kind schwanger. „Ich wollte nicht, dass meine Kinder in einem Kriegsgebiet aufwachsen, auch wenn ich meine Heimat noch so sehr vermisse“, sagt sie. Früher hat sie als Grafikdesignerin gearbeitet, aber während des Krieges wollte sie etwas tun, das mehr mit syrischer Kultur zu tun hat.

Wenn sie ihre Prototypen erstellt hat, schickt sie die Entwürfe nach Damaskus. Dort kümmert sich ein Mittelsmann um die Herstellung. Ihre Stoffe besticken fünf syrische Frauen, die das Handwerk von der Pike auf gelernt haben. Als Kinana Roukbi das erzählt, wird sie ernst: „Ob ich Frauen in Syrien mit meiner Arbeit helfe, ist für mich nicht der entscheidende Punkt. Ich bin eine Geschäftsfrau.“ Ja, es gehe zwar auch darum, den Frauen ein Stück ihrer Würde in einem zerrütteten Land zu-

rückzugeben. „Aber ich will mich nicht als jemand darstellen, der mit Flüchtlingen arbeitet. Ich will keine Hilfsorganisation sein.“

Die Worte zeigen, wie schwer sich viele Syrer mit dem Begriff Flüchtling tun. Sie fühlen sich, als würde ihnen ein Stempel aufgedrückt, als würde der Flüchtlingsstatus plötzlich zum bestimmenden Teil ihres Ichs. Bleibt man nicht weiterhin Fremdenführer, Seifenhersteller oder Designerin, auch wenn man seine Heimat verlassen musste? Ist man nicht weiterhin Herr seiner eigenen Identität, egal, was der von Bürokraten und Regierungen definierte Status eines Menschen ist?

Rappen gegen Radikalisierung

Kaum einer versteht die Fragen nach Identität und Zugehörigkeit besser als Nasser Shorbaji, sein Künstlername lautet Chyno. Der 32-jährige Rapper ist der Sohn eines Syrers und einer Philipinerin, er wuchs in Saudi-Arabien und Syrien auf, ging im Libanon auf die Universität. Auf Wunsch der Eltern hat er Finanzwirtschaft studiert und später als Banker in Damaskus gearbeitet. Er hat es gehasst. Schon immer wollte er

lieber künstlerisch aktiv sein, und so kündigte er 2009 seinen Job, ging zurück nach Beirut und schloss sich einer Künstler- und Theatergruppe an.

Lange blieb er nicht. 2011 zog er nach Europa – erst Deutschland, dann Barcelona, auch wegen einer Frau. „Der Krieg in Syrien hat mich schon beschäftigt, aber gleichzeitig war er auch weit weg“, sagt er. Das änderte sich eines Tages, als er mit Freunden Basketball spielte. Ein Franzose war dabei, den er nicht kannte. Der fragte ihn, woher er käme. „Syrien“, sagte Shorbaji. „Aha, du bist also der Feind!“, entgegnete der Franzose. „Ich weiß, dass er nur einen blöden Scherz gemacht hat“, sagt Nasser Shorbaji. Aber der Spruch habe einen Nerv getroffen, plötzlich wurde ihm etwas klar. „Barcelona war nicht meine Heimat, die Leute dort waren so desinteressiert, was im Nahen Osten vor sich ging. Die Fremde hat meine eigene Identität als Syrer bestärkt.“

Also ging er 2014 wieder zurück und veröffentlichte seinen ersten Solotrack. Das Stück „O.P.P.“ machte Nasser Shorbaji in der libanesischen Hip-Hop-Szene zur Berühmtheit. Heute verdient er sein Geld hauptsächlich mit Bühnenauftritten, arbeitet als Musikproduzent, komponiert Werbejingles und hat gerade in einen kleinen Pizzaladen im Beiruter Viertel Mar Mikhael investiert. Wenn er jetzt Konzerte gibt, stehen die Leute am Eingang Schlange, drängen sich vor der Bühne, rappen seine Texte mit. „Das liegt auch daran, dass ich die Jugend in der Region verstehe: Ich bin in Saudi-Arabien auf eine streng reli-

„Die Jugend in der Region verstehen“:
mit Worten gegen die Islamisierung



Der Rapper Nasser Shorbaji alias Chyno bei der Aufnahme eines Tracks in seinem Homerecording-Studio: Der 32-Jährige verdient sein Geld hauptsächlich mit Bühnenauftritten, arbeitet als Musikproduzent und komponiert Werbejingles

giöse Koranschule gegangen, habe in Damaskus in einer sozialistisch angehauchten Diktatur gelebt und im Libanon über Philosophie und politische Ideen diskutiert.“

Sein Wissen wandelt er in Aktionen um. Vor einigen Monaten hat er ein Kollektiv gegründet, das junge Männer vor islamistischer Radikalisierung bewahren soll. „In den armen Vierteln im Libanon rekrutieren radikale Sheikhs junge Männer für ihre Milizen. Viele sind in den letzten Jahren nach Syrien zum Kämpfen gegangen“, sagt Nasser Shorbaji, der gemeinsam mit seinen Kollegen mit Psychologen gesprochen hat, die mutmaßliche Terroristen in Gefängnissen interviewt haben. Das Wissen will die Gruppe gemeinsam mit Jugendlichen künstlerisch verarbeiten, die aus Gebieten stammen, in denen traditionell viele Menschen

rekrutiert werden. Jetzt trifft sich die Gruppe regelmäßig mit fünf angehenden Rappern, um Musik zu schreiben. Der Libanon ist ein komplexes Land. Reichtum und Armut, Nepotismus und Korruption, Rassismus und Traumata führen immer wieder zu Spannungen. Und doch ist es noch immer einer der liberalsten Orte im Nahen Osten. Unternehmer wie Mahmoud Naboulsi und Kinana Roukbi können sich hier etablieren, Künstler wie Nasser Shorbaji die Musikszene verändern und intellektuelle Ideen diskutieren. Und sie können alle weiterhin Teil einer Region sein, in der sie sich zu Hause fühlen, in der sie mehr sind als „nur“ Flüchtlinge. Shorbaji fasst es so zusammen: „Bei allem, was in der Region schief läuft, ist es der Libanon, der mir Hoffnung gibt, dass wir gemeinsam an einer besseren Zukunft arbeiten können.“

